

DIE FACKEL

NR. 248

WIEN, 24. MÄRZ 1908

IX. JAHR

Er soll sich aufhängen!

Die vortreffliche Schauspielerin Annie Dirkens, die beim Wiener Publikum durch die temperamentvolle und natürliche Art ihrer Amtsehenbeleidigungen ungemein beliebt ist und unter deren Leistungen uns vor allem der Hinauswurf eines frechen Exekutionsorgans in dankbarer Erinnerung steht, ist kürzlich zu tausend Kronen verurteilt worden, weil sie einem Finanzwachaufseher eine bessere Beschäftigung gewünscht hatte, als Automobile aufzuhalten, nämlich sich aufzuhängen. Sie hat also für die Armen Wiens gespielt, und das ist immer noch besser, als wenn sie zum Beispiel dem Pensionsfonds der Konkordia den Reinertrag einer Vorstellung hätte abliefern müssen. Immerhin ist es doch auch ein Zwang zur Wohltätigkeit, gegen den man die Künstlerin in Schutz nehmen muß. Vor allem deshalb, weil die Unbill, die ihr widerfuhr, von einer geistigen Bedenklichkeit ist, die selbst auf dem Niveau der Wiener Bezirksjustiz verblüfft. Dieses auch an und für sich den Dimensionen des Mark—Twain—Humors angepaßte Strafausmaß wurde angewendet, wiewohl nur ein Amtseid die inkriminierte Äußerung bestätigte, während der Eid eines Offiziers sie nachdrücklich bestritt. Daß der Richter mit der Absicht der Verurteilung in die Verhandlung eingetreten war, hat ihm der Verteidiger aus dem Konzept einer vollständigen Urteilsbegründung nachgewiesen, das dem Akt schon vor der Verhandlung beilag. Ein so vollgültiger Beweis richterlicher Unbefangenheit gegenüber dem Beweisverfahren konnte also kein Grund sein, den Richter wegen Befangenheit abzulehnen. Und der Antrag, der darauf abzielte, war nur geeignet ihn in jener Objektivität zu bestärken, die für einen der plausibelsten Wünsche des Wiener Lebens eine Strafe von 1000 Kronen parat hat.

Wer von uns hat nicht schon im Innersten gewünscht, daß ein Finanzwachaufseher sich aufhänge? Frau Annie Dirkens hatte nur den Mut, diesen Wunsch auszusprechen, aber der Richter strafte sie wegen Aufforderung zum Selbstmord eines Amtorgans. Wir wünschen täglich, stündlich, daß der oder jener unserer Nebenmenschen, der gerade unser Nervensystem alteriert, daß jeder Büttel, der seinen Machtwahn an uns austobt, jeder Finanzier, der uns mit seinen Verzehrungssteueransprüchen länger molestiert als notwendig, jeder Richter, der uns mehr fragt, als angenehm ist, sich aufhänge. Ein Schuft werts leugnet. Ich erkläre feierlich, daß ich seit Jahren keinen andern Wunsch mehr habe. Daß er mir so selten in Erfüllung geht, ist kein Grund, ihn immer zu unterdrücken. Natürlich darf man ihn nicht in jeder Situation äußern. Denn sonst kommt uns die Justiz über den Hals und bestraft nicht den, der uns ärgert, sondern uns wegen des Ärgers. Sie glaubt nämlich, daß durch den Ausdruck des Ärgers das Rechtsgut der »Ehre« gefährdet werde. Wenn ich nun sage, daß dieses Rechtsgut mir gestohlen werden kann, so wird sie dies für eine Aufforderung zum Diebstahl halten. Aber das macht nichts; denn vor al-

lem kann mir eine Justiz gestohlen werden, die von der Ansicht ausgeht, daß eine verbale Aufwallung dem, der sie verursacht hat, Nachteil bringe. Wenn einer mir nachruft, ich solle mich aufhängen, so empfinde ich das wahrhaftig als eine viel geringere Störung meines inneren Friedens, als wenn er mich auf einem Gedankengang anhält, um Feuer zu wünschen, nach meinen Sommerplänen zu fragen, oder mir zu versichern, daß er die 'Fackel' immer sogleich nach dem Erscheinen kaufe. Daß die Geistlosigkeit einen attackiert, in ihre Welt zieht und mit Kolbenstößen einem in den Rücken fährt, wenn man die gesellschaftsfeindliche Absicht hat, nachzudenken, ist eine Sache der Gemütlichkeit, und kein Gesetzgeber wird sich dazu verstehen, einen Kerl für strafbar zu erklären, der mir plötzlich auf der Straßenbahn erzählt, der Mann, der soeben ausgestiegen sei und mit dem er die Ehre hatte zu sprechen, sei der Verwaltungsrat der Kretinose—Aktiengesellschaft oder der Direktor der vereinigten Banalitäts—Werke. Ich aber werde gestraft, wenn ich dem Menschenfreund daraufhin zumute, sich aufzuhängen. Kürzlich hat einer fünf Tage Arrest bekommen, weil er beim Telephon ungeduldig war. Die Äußerung dieser Ungeduld wurde als planvolle Amtsehrenbeleidigung bestraft. Aber man kann sich solches Walten der bezirksgerichtlichen Justiz nur aus einer Auffassung des Gesetzes als eines Erziehungsmittels erklären. Nicht die Ehre des Beleidigten soll geschützt, sondern die Manieren des Beleidigers sollen gebessert werden. Daß diese Auffassung die Justizköpfe beherrscht, geht schon daraus hervor, daß sie bei solchen Gelegenheiten wie fasziniert auf die »Vorbestraftheit« starren. Handelte es sich um den Ehrenschatz, so müßte nach dem Sinne, den ich der Gesetzlichkeit unterschiebe, das Vorbeleidigtsein des Beleidigten und nicht das Vorbestraftsein des Beleidigers »als erschwerend« bei der Strafbemessung berücksichtigt werden. Ist eine Telephonistin schon einmal gekränkt worden, so hat sie Anspruch auf intensiveren Schutz, der auch nur jenem Amtsdienner gebührt, der nachweisen kann, daß er schon einmal hinausgeworfen wurde. Und ein Beamter, der zum Beleidigtwerden neigt, müßte irgendwie besonders kenntlich gemacht sein, damit die schwerere Strafe nicht den treffe, der ihn seinerseits zum erstenmal beleidigt hat. Aber die Gesetzgebung, die das Volk aus der Volksschulweisheit bedient, behandelt die Staatsbürger nicht anders, als die Schule die Buben: Wer's zum zweitenmal tut, muß nachsitzen. Diese Straferschwerungen des Lebens sind von der ausgemachtsten Torheit diktiert. Anstatt als mildernden Umstand die vielen Beleidigungen, die einer nicht begeht, ihm anzurechnen, wird er vom Staat ausgeplündert, wenn er in einem an Ärgernissen und Quälereien reichen Leben fünfmal gewünscht hat, daß ein Steuerexekutor sich aufhänge. Du lieber Himmel! Habt ihr eine Ahnung, welchen unverbrauchten Schatz an Amtsehrenbeleidigungen ich in meinem Herzen trage!

Frau Baronin Dirkens—Hammerstein, vorbestraft, ist zu 1000 Kronen verurteilt worden, weil sie mit demselben Temperament, mit dem sie auf der Bühne die liebenswürdigsten Gestalten ausstattet, einen Finanzwachaufseher bedient hatte. Das ist eine Leistung für einen Staat, in dem sich sonst schlechtere Schauspielerinnen mehr erlauben dürfen. Aber diese österreichischen Anläufe zur Rücksichtslosigkeit, diese gelegentliche Bereitwilligkeit, ohne Ansehen der Person eine Dummheit zu begehen, sind immerhin eine angenehme Abwechslung in dieser Monotonie einer Schlamperei, die auf alle Ermahnungen zu einem beschleunigten Tempo des Staatslebens immer nur die gekränkte Frage bereit hat: Schiab i denn nöt eh an? Der Anblick eines Regiments, in dem die einen Brust heraus und die anderen Kniee heraus schreiten, hat etwas von Falstaffs Truppe. Nur daß Falstaff die Ehre eindeutiger definiert. Der

hügelige Charakter des Wiener Terrains prägt sich vor allem in der Verschiedenartigkeit der Strafen aus, die die Wiener Bezirksgerichte wegen Ehrenbeleidigung verhängen. In Simmering bekommt eine Schauspielerin tausend Kronen, in der Leopoldstadt hätte sie wegen derselben Äußerung zwanzig bekommen, denn dort bekommt ein Theaterdirektor zehn, der eine Schauspielerin mit dem Fuß hinausgestoßen hat. Der Appellsenat setzt den Hobel an und hobelt alle gleich. Aber es ist eben Tischlerarbeit. Und die Lebensfremdheit ohne Schliff und Politur, die allen gemeinsam ist, bleibt bestehen. Der Richter, der den Rat, einer solle sich aufhängen, für eine Aufforderung zum Tode durch den Strang ansah, führte unter den Gründen des Schuldspruchs die Unglaubwürdigkeit der angeklagten Schauspielerin an. Unglaublich erschien sie ihm deshalb, weil aus den Akten hervorgehe, daß sie älter sei, als sie angegeben habe. Einer solchen Frau ist auch eine Amtsehrenbeleidigung zuzutrauen. Wenn man dazu noch bedenkt, daß sie sich auf der Bühne schminkt und zum Beispiel in der Operette »Die Fledermaus« sich für etwas ausgibt, was sie gar nicht ist, so mag sie froh sein, daß sie so glimpflich davongekommen ist. Denn nicht jedes Gefängnis ist ein fideles Gefängnis und für die Launen einer muntern Adele hat nur die Psychologie des Gerichtsdieners Frosch einig-
es Verständnis.

Karl Kraus.



Der Tag des Herrn.

Seit meiner frühen Jugend ist mir der Sonntag immer als etwas Frostiges, Störendes und Unsinniges erschienen. Man mag die überstürzte, lärmende Betriebsamkeit des modernen Lebens aufs grimmigste verabscheuen, der bloß äußerlichen Ruhe des Sonntags kann man sich doch nicht freuen. Wenn ein System der Hast plötzlich zum Stillstand kommt, ergibt dies nicht den Eindruck des Friedens und der Würde, sondern den Eindruck einer Katastrophe. Es ist, wie wenn ein in rasender Fahrt dahinsausender Zug mit einem jähen Ruck unvermutet anhält. Es folgt eine unheimliche Stille und man fragt sich ängstlich, was denn geschehen sei. Und trotzdem wir dieses sonntägliche Anhalten der donnernden Maschine werktäglicher Zwecktätigkeit schon gewöhnt sind, hinterläßt es stets von neuem die Impression unerfreulicher, trübseliger Kahlheit, so vergnüglich und festlich der Sonntag auch tut, so lärmend er sich auch manchmal gebärdet. Ein feineres Nervensystem empfindet das gewalttätige Bremsen, die unmotivierte Verkehrung des ganzen Lebensbildes nicht beruhigend und wohltätig, sondern belastend und aufregend. Warum hält die Menschheit wohl an dieser mittelalterlichen Institution fest, die keinerlei ersichtlichen Nutzen, aber in Menge kostspielige Betriebsstörungen, empfindliche Irritationen des Nervenlebens und ärgerliche Ausschreitungen des Pöbels bringt? Warum müssen an diesem einen Tage *alle* Räder des Wirtschaftslebens ausgeschaltet sein, warum muß an diesem einen Tage die *ganze* Plebs losgelassen werden? Die Erholung, die jedem arbeitenden Menschen zuteil werden soll, wäre sicherer und gründlicher, wenn an jedem Tage einem entsprechenden Bruchteil der Arbeitenden aller Kategorien Arbeitsfreiheit ge-

währt würde. Es ist neben der Trägheit der Masse vornehmlich der auf diese Trägheit sich stützende lebensfeindliche Starrsinn der Kirche, der jede Forderung der Vernunft schroff zurückweist, wenn er eine jener Einrichtungen opfern soll, die sich seit Jahrhunderten überlebt haben. Außer der Kirche ist der Sonntag nur noch der sozialdemokratischen Partei heilig, denn er ermöglicht ihr die Veranstaltung von Massenaufzügen und —versammlungen.

Der Sonntag ist nämlich der Tag des Herrn. Als Schüler waren wir an diesem Tage vom Drücken der Schulbänke befreit und mußten dafür die Kirchenbänke drücken. Ich weiß nicht, ob die Kirche an Macht verlöre, wenn die Kinder nicht mehr zur Schulmesse geführt würden. Ich weiß nur, daß eine Schulmesse, die samt einer eingeschobenen Predigt eine Stunde, in Dorfkirchen meist noch länger dauert, die noch nicht mit der müden Geduld der Erwachsenen ausgerüsteten Kinder mehr erschöpft als drei Unterrichtsstunden, und daß halbwegs aufgeweckte Schüler von diesen Messen einen vielleicht unbegründeten aber unauslöschlichen Haß gegen alles religiöse Zeremonientum forttragen.

An schönen Sonntagsnachmittagen wurden wir Kinder auf sogenannten Ausflügen mitgenommen. Das war die zweite Qual. Während man uns an Wochentagen in unserer freien Zeit glücklicherweise allein ließ, wurden wir beim Familienausflug unaufhörlich aller Dinge wegen zurechtgewiesen, mußten wie Schafe dahintrotten und durften zur Belohnung in überfüllten Biergärten oder rauchigen Stuben den Erwachsenen trinken zusehen. Den wenigen Menschen, welche das Land nicht aufsuchen, um einen Vorwand für Wirtshäuserbesuch zu haben, sondern um frische Luft und freien Ausblick zu genießen, wird die Natur am Sonntag durch die fortwährende Begegnung mit solchen Familienausflüglern gründlich verleidet.

In späterer Zeit lernte ich den Sonntag vor allem als einen Tag kennen, an dem man die verschiedenen Dinge, die man dringend benötigt, nicht einkaufen und an dem man nicht in Cafés und Gasthäuser gehen kann, weil man keinen Platz darin findet. Ein Sonntag in der Großstadt zumal ist für einen Nervenmenschen, der keine eigene Hauswirtschaft führt, eine Art Verbannung auf die Gasse oder in das enge, ungastliche Mietzimmer. In Wien muß man auf seine gewohnte Lebensweise unbedingt verzichten. Es ist, als ob die Höllenschlünde ihre Bewohner ausgespien hätten, um die Wiener Kaffeehäuser und Restaurants damit zu füllen. Und diese Höllenschrecken bestehen zum größten Teile aus Leuten, die es nicht nötig hätten, ihre Bedürfnisse in öffentlichen Lokalen zu stillen, aus Ehegatten, die mit Kind und Kegel, mit Tanten und Gouvernanten aus ihrem Heim gezogen kommen. Es handelt sich ihnen auch nicht um Bedürfnisse, sondern ums *Vergnügen*. Sie pferchen sich in den weiten Sälen, nach Familien und Sippen geordnet, zusammen, führen Begrüßungs— und Erstaunenspantomimen auf, gaffen und paffen, kritisieren, reiben sich aneinander, schmatzen und schwatzen und vollführen einen Heidenlärm, wie es sich für eine Judenschule ziemt. Denn es ist in der inneren Stadt und den angrenzenden Bezirken, in denen ich diese Beobachtungen leidet machen mußte, fast ausschließlich die Leopoldstadt, die auf diese Weise den Tag des Herrn feiert. Gehört ihr hauptsächlich das Café, so ist dem christlichen Publikum der Vorstädte am Sonntag das Wirtshaus, und zwar schon am Vormittag, heilig. Man rühmt das Familienleben der Juden als besonders innig und harmonisch. Im Café am Sonntag drückt sich dies auch deutlich, obzwar in nicht sehr ästhetischer Weise, aus. Wenn aber sogar so eingefleischte Familienschwärmer kein anderes festtägliches Vergnügen kennen, als ins Café auszuwandern, dann muß es wohl mit der vielgerühmten Wohltat und Poesie

des eigenen Heims nicht so weit her sein. Man könnte eher glauben, dieses Heim wäre ein Käfig, dem alles darin Eingespernte bei Gelegenheit gierig entweicht, und daß diese Heim—Menschen es schon als ein unbändiges Vergnügen, als ein Fest empfinden, wenn sie nicht daheim sind. Denn sie sind alle riesig vergnügt, ohne andern Grund als den, nicht daheim zu sein. Und sie nehmen scheinbar ganz unverhältnismäßige Opfer, unglaublich gedrängtes Sitzen, Hitze, verdorbene Luft, ohrenzerschmetterndes Getöse, schlechte Speisen und Getränke, langsame Bedienung, hohe Preise und noch vieles andere, dem gegenüber eben das Heim als Paradies gepriesen wird, gerne und freudig auf sich. ...

Während an Wochentagen der vom Lärm der Gasse und des Marktes angewiderte Mensch ins Café oder Restaurant flüchtet, scheint am Sonntag der Lärm von Gasse und Markt in Café und Restaurant zu flüchten. Allein schon das Schnattern der Weiber ist fürchterlich. Und bilden an Werktagen die Weiber in den Cafés bereits die Hälfte der Gäste, so verfügen sie im Sonntags—Café mindestens über eine zweifellose Zweidrittelmajorität. Geht es so weiter, dann werden die Männer, die bisher im Café Ruhe vor Weibern und Familie suchten, durch Weiber und Familienleben aus dem Café vertrieben werden. Denn am Sonntag bewährt sich die Verpflanzung des Familienlebens ins Café vorzüglich. Die Kinder jeden Alters sind darin, wenn sie nicht gerade zanken oder weinen, so brav und ruhig wie die Engelein, denn es wird ihnen ein Vortrags— und Anschauungsunterricht ohnegleichen geboten. Aus den ungenierten Gesprächen der Erwachsenen, denen sie mit Andacht lauschen, und aus jenen illustrierten Blättern, die im Auslande von anspruchsloseren Lebemännern als feinste Blüte der Wiener Kultur geschätzt werden, lernen sie hier das Leben kennen. Da starren Knaben in kurzen Hosen mit verglasten Augen auf unsäglich alberne Bilder, die in entsetzlicher Monotonie immer wieder halbnackte Weiber in dumm—phantastischen Kostümen darstellen. Da lesen halbwüchsige Mädchen, die im übrigen so abgerichtet werden, daß sie nicht prüde genug tun, nicht genug Schämigkeit heucheln können, mit geröteten Wangen diese Texte voll ordinärer Laszivität und saugen damit eine Weltanschauung ein, die allenfalls den schäbigsten Kommisnaturen angemessen ist. Und die Eltern, Onkel und Tanten sitzen daneben, schauen dem wohlwollend zu und freuen sich, daß die Kleinen sich so nett und artig beschäftigen ...

Alkohol und Musik entfalten natürlich als die beiden privilegierten Volksnarkotika am Tag des Herrn ihre ausgiebigste Wirksamkeit. Sonntags kann jeder beobachten, was ich neulich theoretisch auseinandergesetzt habe, daß die Musik (neben dem Alkohol) das große Tonikum für alles Unterdrückte, für Weiber und Arbeitssklaven ist, der Zauberstab, der alle Verborgenschaften des Gefühls, der den ganzen Schlamm der Seele bis zum letzten Restchen an die Oberfläche lockt und eine Fröhlichkeit erzeugt, die selbst den nachsichtigsten Menschenfreund wahrhaft traurig stimmen muß.

Das ist der Tag des Herrn. So ehrt das Volk seinen lieben Gott und die Kirche selbst scheint es nicht anders zu wollen. Dagegen ist also nichts zu machen. Aber wir sollten wenigstens nicht so viel und so stolz mit unsern drahtlosen Telephonen und lenkbaren Luftschiffen herumflunkern, denn dies hat für unser Kulturniveau nicht die geringste Bedeutung. Wir leben im Mittelalter. Oder in dem, was wir Mittelalter zu nennen belieben. Ich glaube nämlich nicht, daß es im wirklichen Mittelalter so barbarisch, so stillos, so geistig—unreinlich zugegangen ist.

Karl Hauer.



Die Feministen.

Wüßte ein Mann, der in besserer Zukunft einmal die Geschichte unserer Zeit schreibt, nicht mehr von unseren Frauen, als daß die meisten den Mann beneidet und gewünscht haben, sie wären als Männer geboren: daraus allein könnte er auf eine gründlich verkehrte und gottverfluchte Kultur schließen. Da ein Weib niemals ein Mann werden kann, würde der Geschichtsschreiber sogleich auf die symbolische Bedeutung dieses unerfüllbaren Wunsches verfallen, der in äußerster Knappheit beides ausdrückt: daß unsere Frauen nicht glücklich sind und daß sie nicht wissen, wie zu helfen wäre. Um diese Unzufriedenheit eindringlicher zu symbolisieren steht der Frau noch manches andere Mittel zu Gebote. Erschreckend groß ist die Zahl der unempfindlichen Frauen, die sich selber an der Liebeslust strafen, weil ihnen die Form zuwider ist, in der sie Liebe empfangen dürfen. Die Seltenheit weiblicher Schönheit und Anmut, die beide dort am tiefsten stehen, wo das, was Sittlichkeit genannt wird, am strengsten waltet, bedeutet symbolisch genommen, daß die Frauen durchaus keinen Grund haben, ihre Männer mit Schönheit zu erfreuen, wenn diese Männer ihrerseits den Frauen nicht das Los bereiten, das der Schönheit würdig ist. Die zahllosen zänkischen Weiber, die unter des Fürsten Dach nicht minder hausen als in der Hütte des Bauern, keifen ihr Lebelang aus Rache um ein Glück, das sie nicht kennen, von dem sie aber fühlen, daß es ihnen gebührte. So bringen es die Frauen wenigstens so weit, daß sie nicht allein bleiben in der Unzufriedenheit mit sich selbst, sondern daß auch die Männer mit ihren Frauen unzufrieden sind. Die unzufriedene Frau erfand die sonderbare Krankheit, die ihre Mitmenschen mehr quält als die Kranke selbst, und diese Krankheit wurde von den Männern schon in alter Zeit mit weiser Erkenntnis Hysterie genannt. Blickt man in die Struktur der Krankheit, wie sie Freud beschrieb, so erkennt man, daß diese Erfindung der genialste Ausweg ist, den jemals menschlicher Geist erfand. Die unglücklichen Frauen verzichten auf die Brosamen, die ihnen von der grauen Wirklichkeit geboten werden, verschließen sich wie eine Muschel in sich selbst und indem sie den anderen gegenüber und vielleicht auch ihrem eigenen Bewußtsein krank und leistungsunfähig erscheinen, erleben sie im innersten alle Wonnen, die nur Gott verleiht. Die Hysterie ist die individuelle Lösung der Frauenfrage.

Die andere individuelle Lösung, die von außen kommt, nämlich das Glück, ist weitaus seltener als die Hysterie, es ist zudem, wie man weiß, eine lockere Dirne; die Hysterie ist eine treue und verlässliche Freundin. Ein Dichter, der vor kurzem über Liebe sprach, bemerkte, daß der Frauen Glück von kurzer Dauer sei, weil ihnen meistens Sanftmut fehlt. Aber wie könnte Sanftmut gedeihen in einer Seele, die jugendlang zwischen Begierde und aufgeprägtem Gewissen kämpft? Im Kriege ist kein Raum für stilles Bescheiden, das frühe Glück ist darum schnell zu Ende, das späte Glück ist ein gerettet Wrack.

Hätten die Frauen nicht zu ihrer Rettung die Hysterie erfunden, so wären sie in ihrer Not auf den Rat der Feministen angewiesen, der zu verschie-

denen Zeiten verschieden gelautet hat. Das Lager der Feministen ist ein Zusammenlauf aller Waffen, die darin einig sind, daß der Unterschied zwischen Mann und Frau gar nicht so groß sei, wie er der oberflächlichen Betrachtung scheine. Sie nehmen den Wunsch der Frauen, Männer zu werden, wörtlich, und obgleich die Frau offenbar mit dem Manne nichts anderes gemein haben will als die Sexualfreiheit und die Sexualmacht, wird gerade dieser Sinn des Wunsches von den Feministen in den Hintergrund geschoben und dafür werden politische Rechte, männliche Berufe und ähnliches vorgeschlagen. Berieten die Schuster, wie sie sich in ihrem niederliegenden Gewerbe helfen könnten und einer schlug vor, das Schusterhandwerk zu lassen und Schneider zu werden, weil es den Schneidern um vieles besser geht: den Rat würde keiner ernst nehmen. Und doch kann ein Schuhmacher jederzeit die Schneiderei erlernen, wenn er will. Aber die Frauen nehmen den Rat der Feministen scheinbar ernst und statt sogleich hysterisch zu werden, was um vieles besser wäre, weil es ohne Lärm geschieht, landen sie erst nach einem geräuschvollen Umweg im Hafen der Hysterie, wie man im gepriesenen Amerika am besten sehen kann, wo diese Krankheit bis zum Himmel reicht, seitdem im Lande weibliche Bürgermeister, Bahnbeamte, Hospitalleiterinnen überhand genommen haben.

Die katholische Kirche hat solchen Umweg glorreich vermieden. Sie gibt der Gläubigen den süßesten Bräutigam, den wundervollen Trost der unbefleckten Empfängnis, braune Bilder auf goldenem Grunde, Weihrauchwolken im gotischen Kirchenschiff. In Orgelton und Glockenklang, in Prozession mit fliegenden Fahnen, im Glauben an schwer faßbare Dogmen wandelt sich gar selig. Nicht von Frauen werden die Modernisten der Kirche Lorbeeren ernten, Frauen sind die feste Stütze des römischen Felsens. Denn die Kirche gibt den Frauen reichlich, was der Frauen ist.

Die nüchterne Religion, die in unseren Tagen die Armen zu sich kommen läßt, fragt auch die Frauen, was sie wünschen, und da die Frauen mit dem uralten symbolischen Seufzer antworten, zeigt sich die Religion des Rechenstifts phantastischer als alles Brimborium je vor ihr und nimmts auf ihr Programm: jawohl, die Frauen sollen werden wie Männer.

Diesem Programm schließen sich Ehemänner an, denen ihre Frauen aus irgendeinem Grunde zuwider sind, so daß sie dringend eine andere Frau wünschen. Sie gestehen sich nämlich nicht zu, daß ihre Frau abscheulich oder zänkisch oder dumm oder flatterhaft oder eifersüchtig, mit einem Worte unerträglich sei, sondern sie sehen von ihrem häuslichen Elend ab und finden, daß die Frauenbewegung ihre Berechtigung habe. Diesen Armen braucht man nichts anderes von den Zielen der streitenden Frauen zu sagen, als daß die Frau der Zukunft nicht so sein werde wie sie heute ist, und sie sind auf Tod und Leben für den Rummel. Denn sie sind fest überzeugt, daß es schlimmer nicht werden kann, als es jetzt ist. Wir wollen einmal sagen: er betrügt seine Frau mit der unbekanntem Frau der Zukunft, von der er nichts weiß, als daß sie anders ist. Mit diesem imaginären Ehebruche geht es wie mit den Seitensprüngen des Fleisches: man staunt oft, an wie minderwertiges Material ein verdrossener Ehemann sich wegwirft.

Dem Programme der Feministen schließen sich Jünglinge an, die durchaus in der Frau ein höheres Wesen sehen wollen und denen die Wirklichkeit nicht hielt, was die Illusion versprach. Von den drei Auswegen, das Weib zu nehmen wie es ist, das Weib zu verachten oder ein illusioniertes starkes Zukunftsweib anzubeten, ist der letzte der bequemste. Denn hier kann der Schwärmer weiter schwärmen. Man sollte sich nicht so sehr verwundern, daß

italienische Dichter ihr Leben lang ein Frauenbild besangen, das sie nur einmal sahen. Hätten sie die Idole gar nicht gesehen, die lebenslängliche Treue wäre noch leichter gewesen. Sie wäre aber unmöglich gewesen, wenn Dante Beatricen etwa geheiratet hätte: Beatrice wäre vielleicht in dieser Lage am glücklichsten geworden. Frauenschwärmer sind um nichts besser als Frauenverächter; im Grunde genommen bedeuten beide dasselbe. Schade, daß die Frauen sich so gerne anschwärmen lassen.

Ein sehr großer Teil der Feministen besteht aus Spießbürgern, die auf ein fortschrittliches Programm en bloc eingeschworen sind. Sie meinen, daß man alles emanzipieren müsse: die Juden, die Neger und also auch die Frauen. Denn es ist außer den Frauen heutigentags kaum mehr etwas zu emanzipieren übriggeblieben, das Arsenal von Phrasen aber, die vor hundert und vor fünfzig Jahren einen guten Sinn hatten, brach liegen zu lassen, erscheint dem Leitartikelmenschen nicht ökonomisch. Er putzt sie blank und bewirft mit ihnen jeden, der zwar sonst nicht konservativ, in diesem einen Punkte aber, was die Vermännlichung der Frauen anbelangt, lieber mit den Klerikalen geht, die sich an den Spruch ihres Kirchenvaters halten: *mulier taceat in ecclesia*. Es ist leichter, einen solchen Rückschrittler und Reaktionär zu nennen, als sich mit seinen Gründen abzufinden und es ist auch politischer. Denn, wenn einer auch nur fälschlich zum Reaktionär gestempelt werden kann, hört keiner mehr von denen, die sich fortschrittlich nennen, auf seine Motive.

Die gefährlichsten Feministen gehören der Arbeiterpartei an. Sie haben nämlich eine wissenschaftliche Grundlage. Seitdem das Buch von Bebel über die Frau erschienen ist, also seit dreißig Jahren, hat die Frauenrechtleri eine heilige Schrift. Wer den Wert der großen Persönlichkeit hochschätzt, wo immer er sie findet, muß Bebel ehren, weil dieser Patriarch für Hunderttausende einen Propheten, einen Messias bedeutet. Auch sein Buch ist voll feurigen Temperaments. Es ist bedeutend als Ausdruck eines Willens, es ist kläglich, was seinen psychologischen Erkenntniswert betrifft. Um das zu glauben, genügt die Durchsicht der Überschriften, deren eine lautet: »Die Prostitution, eine notwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt«. Der starre Dogmatismus dieses Mannes zeigt sich am besten darin, daß er sein Buch in zwanzig oder mehr Auflagen unverändert herausgab. Es war die heilige Schrift der Frauenrechtler: an Gottes Wort wird nichts geändert.

Hinter der sozialen Not der Arbeiter, die alle Fragen ökonomisch fassen, taucht die sexuelle Not auf. Der Arbeiter kennt die sexuelle Not am wenigsten von allen Ständen und um so weniger, je schlechter es ihm geht. Vorausgesetzt, daß die Frauenfrage im Kerne oder zum größeren Teile eine sexuelle Frage ist, kann gerade der Arbeiter und seine Gewerkschaft zu ihrer Lösung nicht berufen sein. Der Arbeiter mißbraucht die Frauen zu seinen Parteizwecken, er schleppt sie mit sich wie die Germanen ihre Frauen in die Schlacht mitnahmen. Und wie es die Ehre des germanischen Weibes war, bei der Wagenburg ein schreckenerregendes Geschrei zu erheben, so stärken auch die sozialistischen Frauen die Stellung der Partei, aber die Frau als Sexualwesen geht dabei leer aus. Es müßte in den Hirnen der Sozialistenführer sonderbar aussehen, wenn sie die Frauenrechtleri nicht als den unsichersten Punkt ihres Programmes empfänden. Aber sie müssen ihn dennoch betonen, denn die unzufriedenen Frauen, an die Arbeiterbataillone angekoppelt, erhöhen deren Macht und das gibt beim Politiker den Ausschlag.

Die unerbittlichsten Feministen endlich sind die, deren Liebe einer emanzipierten Frau gehört. Hier braucht nicht wiederholt zu werden, daß solche Liebe mit Masochismus und Sadismus häufig nah verwandt ist. Natürlich

nicht immer. Niemand wird es einem alternden Universitätsprofessor etwa verargen, wenn er weibliche Hörer und Helfer gern um sich sieht. Niemand dem Spitalsarzt, der andere Frauen kaum sieht, wenn er seine Kollegin liebt. Das sind versöhnliche Seiten der Frage. Aber man wird alle diese als befangen ablehnen, wenn prinzipiell erörtert wird, ob die Vermännlichung der Frauen ein Ziel der Zukunft ist.

Holzwege gibt es in der Weltgeschichte nicht. Auf irgendeinem Umwege wird auch die Frauenbewegung von heute zu ihrem Ziele kommen, nämlich zum Ziele der Sexualfreiheit. Früher wird sie nicht stille stehn. Daß es aber einmal Feministen gegeben hat, wird den glücklicheren Frauen ein Gelächter sein.

Fritz Wittels.



Der Festzug ¹.

Ich weiß, ich weiß — Sie haften schon in Wien
Die Fenster, die Balkons voraus gemietet ...
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spektakel sie betrog.

Wallenstein.

Die Erwartung war auf das höchste gestiegen. Seit dreißig Jahren hatte die Stadt keinen Festzug gesehen. In ödem Einerlei waren also die letzten Dazennien der politischen Geschichte vergangen. Ereignisse, bei denen man nicht dabei sein kann und die man weder sieht noch hört, wirken nur auf die Phantasie und bewirken demnach, daß man sich unter ihnen nichts vorstellt. Der Streit der Nationen vermochte nur dort Interesse zu wecken, wo er als Straßensexzeß in Erscheinung trat, und bei jedem Verfassungsbruch gähnte die Bevölkerung, weil sie sich ihn als das Krachen einer Lawine gedacht hatte und nicht einmal ein zerrissenes Papier zu Gesicht bekam. Das öffentliche Leben bot keine Abwechslung mehr. Man war dermaßen ausgehungert, daß man die Überraschung auch dort suchte, wo sie bestimmt nicht zu finden war. Blieb einer stehen und sah zum Dach eines Hauses hinauf, so war er sicher, mehr Zulauf zu finden, als ein Agitator, der den Versammelten von der Schädlichkeit eines neuen Handelsvertrags sprechen wollte, und man mochte lieber von jenem zum Besten gehalten sein als von diesem zum Besseren geführt. Nur das Unmittelbare wirkte auf die Lebensanschauung des Volkes, und es ist statistisch nachgewiesen worden, daß damals bei gleicher Häufigkeit ein gefallenes Droschkenpferd größeres Aufsehen erregt hat als eine gestürzte Regierung. Da es kein öffentliches Leben gab, so mußte das Privatleben für öffentliche Zwecke herangezogen werden, und es war dafür gesorgt, daß jeder Bürger Sonntags erfuhr, was für ein Huhn der Nachbar im Topfe hatte. Das Selbstbewußtsein wurde nur mehr durch die Eitelkeit unterhalten und das so-

1 *) Aus dem 'Simplicissimus'. Diese Satire wurde geschrieben, als die kaiserliche Ablehnung des Festzuges noch nicht zurückgezogen war.

ziale Gefühl durch die Neugierde; und wenn sich diese Triebe glücklich paarten, so ward eine Eigenschaft daraus, die alle Gegensätze verband: die Loyalität. Die Bevölkerung hatte aus den Zeitungen erfahren, daß es im Staatsleben drunter und drüber gehe, und in diesen bösen Zeiten sah sie um so vertrauensvoller zu der Person des Landesvaters auf; von der man in den Zeitungen gelesen hatte, daß sie das einigende Prinzip darstelle. Nur der Patriotismus vermochte noch einige Farbe ins graue Dasein des Staatsbürgers zu bringen, der zu allen Lasten j—a sagt. Der Patriotismus ist ein Gefühl, bei dem die Schaulust viel mehr auf ihre Rechnung kommt, als zum Beispiel beim Männerstolz vor Königsthronen, während andererseits das größere Aufsehen, das unstreitig bei einer Revolution entsteht, mit Unbequemlichkeiten verbunden ist, die einer patriotischen Demonstration erspart bleiben. Aber noch ein Gefühl gibt es, das dem Patriotismus nahe verwandt ist: das ist die Liebe zu den fremden Monarchen. Wenn sie zu Besuch kommen, so gibt's manches zu sehen und zu hören, und die Loyalität, die keine politischen Grenzen kennt, ist jene Basis, auf der sich ein Komitee in der Stille und ein Spalier im Strom der Welt bildet. Aber wieviel wertvolle Schaulust ist bei solchen Gelegenheiten unbefriedigt geblieben, wie wenigen war es bisher vergönnt, sich selbst davon zu überzeugen, ob die Potentaten wirklich, wie eine Überlieferung behauptete, elastischen Schrittes den Eisenbahnwaggon verließen. Man nahm es gläubig hin und begnügte sich im übrigen damit, von den Schutzleuten zurückgedrängt zu werden, wenn der hohe Gast an der Seite des Landesvaters in offenem und bei ungünstiger Witterung in geschlossenem Wagen vorbeifuhr. Das sind die Augenblicke, in denen die Seele eines serbischen Hoflieferanten ihren Höhenflug nimmt, in denen der Mensch nachdenkend inne wird, warum und zu welchem Ende er Honorarkonsul ist, und in denen ein ahnungsvolles Hoffen erkennt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, deren Anblick uns der nüchterne Alltag vorenthält, nämlich Fahnen und Girlanden.

Aber der Patriotismus ist leider auch ein Gefühl, das oft länger brachliegt, als für die Gesundheit aller Beteiligten zuträglich ist. Seit Jahrzehnten wußten die Freunde des Volks, was ihm fehle. Von allen Bildungsbestrebungen war es seit jeher die populärste, ein Komitee zu bilden, und es gab eines, dessen Absichten tiefer als die irgend eines anderen in den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung wurzelten. Es war das »Festzugskomitee«, das sich aus einem intuitiven Erfassen kommender Möglichkeiten vor Jahrzehnten schon in Permanenz erklärt hatte. Es hatte sogar die Eventualität eines vaterländischen Sieges in Aussicht genommen, sich aber vornehmlich an eine bekannte Devise gehalten, die kriegerischen Erfolge eine Vermehrung der Hausmacht auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Heirat vorzieht. Das Festzugskomitee, das sich im Laufe der Jahre an Enttäuschungen gewöhnt hatte, gab die Hoffnung dennoch nicht auf, endlich in Aktion zu treten. Wenn alle Ordensbänder reißen und alle Ereignisse ungeschehen bleiben, so mußte ja doch einmal wenigstens der Gedenktag eines Ereignisses anbrechen, und auf dessen Verherrlichung konnte sich dann der ganze Eifer werfen, der durch Jahrzehnte lahmgelegt war, und die Knopflöcher würden all den Zierrat gar nicht fassen können, der an einem Tag zur Entschädigung für dreißigjährige Geduld auf sie einstürmen würde.

Das Jahr war gekommen und der Tag ¹ war nah. Eine fieberhafte Erregung hatte sich aller beteiligten Kreise bemächtigt. Nur ein Gedanke beherrschte alle Köpfe, setzte alle Füße in Bewegung: Der Festzug. Das Volk braucht einen Festzug. Das ist die große Gelegenheit, wo endlich *Alle* dabei

1 Das 60jährige Regierungsjubiläum Kaisers Franz Joseph 1908

sein können! Es wird der größte Sieg sein, der je errungen wurde, wenn es uns gelingt, die glorreiche Vergangenheit des Vaterlandes in lebenden Bildern darzustellen. Da reckt sich die Residenz aus ihrer alten Lethargie und aus den Provinzen hagelt es Kundgebungen. Ein Erfolg des Komitees, der an und für sich schon alle Erwartungen übertrifft. Aber das Komitee weiß, daß es noch viel Arbeit geben wird, um alle Schichten für einen Plan zu gewinnen, der für einen einzigen Tag die Lösung der sozialen Frage verheißt. Wie sollte der Adel zögern, mitzuspielen, das Bürgertum, zu zahlen und das Volk, zuzuschauen? Das Komitee tagt ohne Unterbrechung und sendet seine Werber von Haus zu Haus. Die Kunst hat sich augenblicklich in den Dienst des patriotischen Gedankens gestellt. Die Schönheitstrunkenheit, die keinen eigenen Gedanken auszudrücken hat, lechzt nach der Gelegenheit, sich in einem Prunkgewand zu zeigen. Prinz Eugen, der edle Ritter, hat noch keinen verlassen, der ihn in künstlerischen Nöten angerufen hat, und wenn es gar zu Aachen in seiner Kaiserpracht im altertümlichen Saale, König Rudolfs heilige Macht zu kostümieren gilt, dann, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, umsteht die ganze Künstlergenossenschaft geschäftig den Herrscher der Welt. In allen Ateliers wird gemalt, geschneidert und gejubelt. Die meisten Menschen, denen man auf der Straße begegnet, blicken schon zuversichtlich in die glorreiche Vergangenheit, in den Wirtshäusern fühlt sich jeder Speisenträger als Pfalzgraf des Rheins. Die Hoffnung auf den Festzug hat einen Patriotismus geweckt, der um seiner selbst willen leben will und längst den Zweck vergessen hat, dem er dienen, und die Person, die er ehren soll. Die Gesinnung hat nicht den Plan, sondern der Plan hat die Gesinnung erschaffen. Und wenn's an dem Tag, an dem sie zum Ausbruch gelangen soll, nicht bloß Orden regnen sollte, das Volk würde seinen Glauben an die Vorsehung verlieren ...

Da erscheint eine offizielle Kundgebung, die den Dank jener höchsten Stelle, der die Huldigung zugebracht ist, verlautbart: Man sei von den Beweisen echter Loyalität gerührt, wünsche aber nicht, daß dieses Jahr auf geräuschvolle Weise gefeiert, sondern daß aller Aufwand von Energie, Zeit und Geld, den ein Festzug koste, wohltätigen Zwecken vorbehalten werde ... Das Blatt, auf dem die Mitteilung solchen Wunsches geschrieben steht, wird ins Komiteezimmer gebracht. Für einen Augenblick herrscht Totenstille. Alle Anwesenden starren wie gelähmt vor sich hin. Ein Fanatiker des historischen Kostüms fühlt sich in jene Partie der Geschichte des Herrscherhauses versetzt, die den Einzug Albas in die Niederlande bedeutet. Oder sie stehen da, wie die Ochsen am Weißen Berg. Das hatte man nicht erwartet. »Dank vom Haus ... !« bringt endlich der Präsident hervor, aber es schlägt ihm die Rede. Er hat in unverminderter körperlicher Frische das Jubeljahr erlebt, und nun soll die Arbeit eines ganzen Lebens dahin sein! Nein, das kann nicht ernst gemeint sein, auch die Suppe, in die einem gespuckt wird, wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wurde. Die höchste Stelle kann nicht so unpatriotisch denken, daß sie einen Festzug verhindern sollte. Er wird zustandekommen. Und wenn das Reich sich auflöst, das Komitee löst sich nicht auf! Wer ist so feig, es in der Stunde der Gefahr im Stiche zu lassen? Und wie Ein Mann erhebt sich die Versammlung und beschließt, auszuharren. Schon melden sich einige Mißvergnügte zum Wort, die erklären, daß sie eher aus dem Staatsverband als aus dem Komitee austreten würden. Einer fordert zur Steuerverweigerung auf. Ein anderer rät zur Mäßigung und verspricht, die Sache durch einen befreundeten Abgeordneten im Wege der Interpellation zur Sprache bringen zu lassen. Ein dritter entgegnet, daß damit wenig erreicht sei, weil die Entschließungen der Krone vom Parlament nicht diskutiert werden kön-

nen. Immerhin, meint ein anderer, werde die Sache zur Sprache kommen, und man müsse auch dafür sorgen, daß in Volksversammlungen und in der Presse agitiert werde. Ein Verblendeter, der den Mut hat, zu erklären, er tue da nicht mit, man müsse anerkennen, daß der Wunsch des alten Landesvaters von der Liebe zu seinen Völkern diktiert sei, wird mit dem Zuruf »Aber der Fremdenverkehr!« unterbrochen und hinausgeworfen. Endlich gelingt es einem, einen Vorschlag zu machen, der einstimmig angenommen wird: man solle es vorläufig in Güte versuchen und durch Protektion einer Hofdame die Freigabe des Festzuges zu erreichen trachten. Die nächste Sitzung wird für Montag einberufen und in ihr wird das Resultat des Vermittlungsversuches bekannt gegeben werden ...

Ein trauriges Resultat. Die höchste Stelle war von ihrer Meinung, daß man sie durch Akte der Wohltätigkeit besser ehre und durch diese dem Volke besser diene als durch den Festzug, nicht abzubringen. Als das Komiteemitglied, das mit der Hofdame bekannt ist und deshalb durch dreißig Jahre sich des größten Ansehens erfreute, die Nachricht bringt, erhebt sich ein beispielloser Tumult. Unartikulierte Schreie, aus denen nur eine starke Nichtachtung für Hofdamen hervorzugehen scheint, werden hörbar. Und dafür habe man dreißig Jahre gekämpft! Und ob denn, fragt einer höhnisch, der Wunsch der höchsten Stelle uns Verbot sein müsse? Und was es denn die höchste Stelle angehe, wenn man ihr zu Ehren einen Festzug veranstalte? Der Fana tiker des historischen Kostüms hofft, daß es ihm gelingen werde, wenigstens in einer Wallenstein—Gruppe darzustellen, wie man die Bevölkerung um ein Spektakel betrügt. Einer schlägt für den äußersten Fall eine praktikable Verbindung von Festwagen und Barrikade vor ... Die Erregung pflanzt sich auf die Straße fort, in den Kaffeehäusern gibt es nur ein Gesprächsthema. Ein Blatt veranstaltet eine Extraausgabe, die die alarmierende Nachricht bringt, daß die höchste Stelle nicht nur den Festzug, sondern auch alle anderen Ovationen ablehne, und an dem Wunsch, daß die Feier durch wohltätige Spenden begangen werde, festhalte. Damit ist die letzte Hoffnung begraben. Es beginnt im Volke zu gären. Droschkenpferde fallen und man beachtet sie nicht. Einer sieht zum Dach eines Hauses hinauf und findet keine Teilnehmer. Dagegen läuft alles einem Agitator zu, der in einer Versammlung über den Handelsvertrag sprechen will. Der Bürger fühlt jetzt, wo ihn der Schuh drückt. Das politische Interesse wächst von Tag zu Tag. Das Festzugskomitee hat sich noch immer nicht aufgelöst. Aber es sieht sich genötigt, zur Neuwahl eines Präsidenten zu schreiten, denn der frühere ist nach dreißigjähriger patriotischer Tätigkeit wegen Majestätsbeleidigung verhaftet worden.

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**